



ISABEL MORF

Katzenbach

Ein Zürich-Krimi

Original

GMEINER



ISABEL MORF
Katzenbach

KATZENKIND Beat Streiff und Zita Elmer ermitteln in einem Fall, der ihnen persönlich nahegeht: Im Katzenbach in Zürich Seebach ist ein totes Baby gefunden worden – ausgerechnet von Valerie Gut, der Freundin von Beat Streiff. Das Kind hatte unter einer sehr seltenen entstellenden Anomalie gelitten, der ganze Körper war mit einer dichten, dunklen Behaarung bedeckt. Die Vermutung liegt nahe, dass der Täter im nächsten Umkreis des Säuglings zu finden ist. Konnte die Mutter den Anblick der Kleinen nicht mehr ertragen oder wollte der Vater seiner Frau aus ihrer Depression heraushelfen? Hat die herrische Großmutter eingegriffen? Verdächtig ist auch die psychisch angeschlagene Lieselotte Bär, die bereits vor zehn Jahren einmal ein Baby entführt hat. Oder hatte die Praxisassistentin Sibel Evren, die tiefes Mitleid mit dem Baby hatte, ihre Hände im Spiel? Als noch ein zweijähriger Junge verschwindet, kommt selbst die robuste Zita Elmer an ihre Grenzen.



Foto: Stefan Hiesi

Isabel Morf, geboren 1957 in Graubünden, aufgewachsen in Glarus und im Aargau, lebt in Zürich und in Bern. Sie hat in Zürich und Wien Germanistik studiert und einige Jahre als freie Journalistin ihr Geld verdient. Heute arbeitet sie für das schweizerische Parlament in Bern. Sie hat die Fahrradhändlerin Valerie Gut, den Kriminalpolizisten Beat Streiff und eine Reihe weiterer Figuren erfunden, die mittlerweile drei Kriminalromane bevölkern, die alle in verschiedenen Gegenden von Zürich spielen.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Satzfetzen (2011)
Schrottreif (2009)

ISABEL MORF

Katzenbach

Kriminalroman

Original

GMEINER



Website der Autorin:
www.isabelmorf.ch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2012 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2012

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Julia Franze
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Elena Moiseeva – Fotolia.com
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-3947-6

*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

TOD

Ein dunkles Bündel trieb auf dem Katzenbach. Es war ein später Vormittag Anfang Juli, sonnig und bereits heiß. Der schmale Wasserlauf mäanderte zwischen Buschwerk und Seegras. Er führte nicht viel Wasser mit sich, in letzter Zeit hatte es wenig geregnet. Valerie Gut ging dem Bach entlang, Seppli, ihr kleiner grauer Pudelmischling, rannte voraus. Valerie kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. Was war das? Eine tote Katze? Aber da war doch etwas darum herumgewickelt. Ein großer Teddybär? Der Hund, der nie eine Gelegenheit ausließ, sich ins Nass zu stürzen, pflügte schon durchs Wasser, dem Gegenstand hinterher. Valerie rief ihn zurück. Was würde er ihr wieder Unappetitliches anschleppen? Er hörte nicht auf sie. Valerie seufzte. Es musste etwas Totes sein, etwas, was interessant roch; und an ihr wäre es dann, es ihm aus dem Maul zu zerren. Sie schüttelte sich. Nun hatte er es erreicht. Sie fluchte. Er packte das Ding, machte kehrt und schwamm zurück, auf Valerie zu. Ich mache Hackfleisch aus dir, schwor sich Valerie erbittert. Ich gebe dich zurück ins Heim, ich setze dich an einer Autobahnraststätte aus. Ich habe dich nicht mehr lieb. Der Hund kletterte ans Ufer, unbeeindruckt von Valeries Verärgerung, legte ihr das Ding zu Füßen und schüttelte sich ausgiebig das Wasser aus dem Fell.

Aber das nahm Valerie schon nicht mehr wahr. Sie starrte auf das Bündel. Einen Augenblick setzte ihr Herzschlag aus. Entsetzt stieg in ihr auf. Sie kämpfte Panik nieder, den Drang, einfach wegzurennen und zu vergessen, was sie gesehen hatte. Sie zitterte. Zwang sich, sich niederzubeugen. Was da vor ihr im Gras lag, konnte es einfach nicht geben. Alles in ihr sträubte sich dagegen aufzunehmen, was sie sah. Seppli näherte sich schnuppernd. »Weg!«, schrie sie ihn an. Tränen stiegen in ihr hoch. Sie sah sich um. Sie war ganz allein. Niemand da, den sie hätte zu Hilfe rufen können. »Ganz ruhig, Valerie«, sagte sie sich. »Du musst dich jetzt zusammenreißen.« Sie zwang sich, den kleinen Körper anzuschauen. Vor ihr lag ein totes Baby. Sehr klein, wenige Monate alt. Ein Menschenbaby. Es ist ein Menschenbaby, dachte Valerie. Obwohl ein menschliches Baby einfach nicht so aussehen durfte. Es war, bis auf das Windelpaket, unbekleidet. Und es war über und über behaart. Das ganze Körperchen, Ärmchen, Beinchen, Bauch, das Gesichtchen waren bedeckt von dichten, dunklen Haaren. Es hat ein Fell, dachte Valerie verzweifelt, was ist das für ein Wesen? Was ist das nur für ein Wesen? Valerie überwand sich, die Hand auf seine Brust zu legen. Kein Herzschlag. Ich muss etwas tun, dachte Valerie. Die Polizei rufen. Aber was soll ich sagen? Ich werde es nicht erklären können. Sie wählte Beat Streiffs Nummer, ihr Freund arbeitete bei der Kriminalpolizei Zürich. Aber es meldete sich nur die Combox. Dann tippte sie die 117 ein, die Notrufnummer der Polizei. »Ich habe am

Katzenbach einen toten Säugling gefunden«, sagte sie. »Es soll bitte jemand kommen.« Sie nahm den Hund an die Leine, setzte sich zwei Meter von der kleinen Leiche entfernt auf eine Bank, die Arme um die angewinkelten Beine geschlungen, und wartete. Langsam formte sich in ihrem Inneren ein Satz: Wie ist das Baby in den Bach – sie hielt inne – gefallen? Ist es geworfen worden? Sie fror.

Nadine Attinger wachte auf vom Weinen des Babys. Sie blieb reglos liegen. Die durchdringende Stimme des hungrigen Säuglings löste in ihr eine Welle von Schuldgefühlen und Abwehr aus, die sie lähmte. Sie wagte einen Blick auf die Uhr. Schon halb neun. Ich muss aufstehen, dachte sie, ich muss einfach. Das Schreien wurde lauter. Nadine zwang sich aus dem Bett. Sie warf sich den Morgenmantel über, wusch sich im Bad rasch den Schlaf aus den Augen und ging ins eine Kinderzimmer. Lotte, die Vierjährige, war schon angezogen. Sie saß am Tisch und zeichnete. Gefrühstückt hatte sie, wie fast jeden Morgen, mit dem Vater, der auch Luzia gewickelt und gefüttert hatte, bevor er zur Arbeit ging. Lotte sah der Mutter mit einem schüchternen Lächeln entgegen. »Mama, ich glaube, Luzia hat in die Windeln gemacht.« Nadine nickte. Sie ging ins Nebenzimmer zum Babybettchen und hob den Säugling heraus. Einen Augenblick lang fühlte sie sich verzweifelt überfordert von der Entscheidung, ob sie die Kleine zuerst wickeln oder zuerst füttern sollte. Ihr Herz klopfte heftig vor Angst.

»Mama, ich möchte heute nicht in die Spielgruppe.«

»Doch, Lotte, natürlich gehst du hin; warum denn nicht?«

»Ich möchte heute bei dir bleiben.« Das Mädchen schmiegte sich an sie. Ach was, dachte Nadine, ist doch egal. »Dann bleibst du eben hier«, sagte sie müde. Lotte war zwar groß für ihr Alter, aber in letzter Zeit schien sie von ihrem Verhalten her jünger zu sein als ihre vier-einhalb Jahre. Sie war entweder sehr anhänglich oder sie zog sich in ihre Märchenwelten zurück. Nadine machte sich daran, das Baby auszuziehen. Heute war es vier Monate alt. Vier Monate, dachte sie, eine Ewigkeit, und Jahre liegen noch vor uns. Es kann nicht so weitergehen, es muss sich etwas ändern. Ich muss mich ändern, die Situation muss sich ändern. Sie warf die Windel weg und nahm ein feuchtes Tuch, um das Kind zu waschen. Sie betrachtete den kleinen, dicht behaarten Körper. Ihr Herz zog sich zusammen. Warum gewöhne ich mich nicht endlich daran?, fragte sie sich. Warum wird es immer schlimmer?

»Wollen wir Luzia wieder einmal rasieren?«, schlug Lotte vor, die neben dem Wickeltisch stand. Vorsichtig streichelte sie die Kleine.

Nadine schüttelte den Kopf. »Sie ist hungrig«, sagte sie, »sie braucht rasch ihr Fläschchen.« Es war eine Ausrede. »Vielleicht später.« Später. Sie mochte gar nicht an den Tag denken, der vor ihr lag. Das Nötigste im Haushalt machen. Mittagessen für sich und Lotte. Warten, bis es Abend war. Bis Stefan kam. Früher, dachte sie, früher

war es ganz anders. Ich war anders. Als Lotte ein Baby war, waren wir glücklich. Alles war einfach. Ich habe Lotte gestillt, geherzt, geküsst, sie hübsch angezogen, sie spazierengefahren. Leute sind stehengeblieben und haben sie bewundert. Abends ist Stefan heimgekommen, hat mit ihr gespielt, sie hat gelacht, ihr glucksendes Babylachen, bis sich ihr Gesichtchen verzogen hat, sie in Weinen ausgebrochen ist und wir sie getröstet haben, mit einem Milchfläschchen, einem Püppchen, einem Wiegenlied. Wir waren eine kleine, glückliche Welt für uns, Stefan, Lotte und ich.

Die Milch war warm, Nadine setzte sich mit der Kleinen im Arm an den Küchentisch und gab ihr zu trinken. Sie saugte eifrig. Immer wenn sie trank, waren ihre Hände zu Fäustchen geballt, und die Augen hielt sie geschlossen.

Jetzt sind wir allein, dachte Nadine, alle vier. Und ich bin schuld. Ich habe dieses hässliche Baby auf die Welt gebracht. Und ich kann es nicht lieben. Stefan darf es nicht merken. Lotte darf es nicht merken. Ich muss irgendwie durchhalten. Vielleicht sind die anderen gar nicht allein. Vielleicht sind Stefan, Lotte und Luzia diese kleine, glückliche Einheit, wie wir es früher waren. Nur ich gehöre nicht dazu.

Lotte, die gern zuschaute, wie Luzia trank, lachte. »Guck, wie lustig sie aussieht.« Nadine zwang sich zu einem Lächeln. Lotte schlenderte hinaus zum Sandkasten. Als das Baby versorgt war, ging Nadine ins Bad. Duschte. Zog sich an. Sie schaute in den Spiegel. Eine

Frau von Mitte dreißig sah ihr entgegen, mittelgroß, braunhaarig, unauffällig. Sie kämmte sich. Starrte sich an. Sie war blass. Ich sollte etwas Make-up auflegen, dachte sie. Wie lange ist es her, seit ich mich zum letzten Mal schön gemacht habe? Das war in Sils Maria gewesen. Vor einer Ewigkeit. Als sie sich einen Tag lang eingebildet hatte, alles könnte wieder gut werden. Heute griff sie nicht einmal zur Wimperntusche. Es war zehn Uhr. Noch siebeneinhalb Stunden, bis Stefan nach Hause kam. Siebeneinhalb Stunden, die zu überstehen waren. Im Wohnzimmer startete sie den Computer und bestellte beim Großverteiler die Lebensmittel, die sie in den nächsten paar Tagen brauchten. Es gab zwar einen Coop in der Nähe, aber sie ging kaum noch hin. Stefan fand die Neuerung eine gute Idee. »Klar, mach das, dann hast du mehr Zeit für die Kinder«, hatte er gemeint. Mehr Zeit für die Kinder. Sie hatte genickt. Dankbar für die Erklärung, die er angeboten hatte. Gleichzeitig war Bitterkeit in ihr hochgestiegen. Ob er seine eigene Erklärung wirklich glaubte? Ich muss froh sein, wenn er mir glaubt, das wusste sie.

Sie bettete Luzia in den Wagen. Das Baby trug nur ein Windelpaket, auf ein Hemdchen hatte Nadine verzichtet, denn die Kleine hatte es mit ihrem Pelzchen schon genügend warm. Sie schob den Wagen ins Freie und platzierte ihn unter einem der hohen Bäume mit ausladenden Ästen und dichtem Blattwerk, die das Haus umgaben, damit die Kleine im Schatten lag. Sie schlief. Nadine warf einen Blick um die Ecke, zum Sandkasten,

wo Lotte spielte. Sie redete mit ihrer Puppe und führte kleine Plastikkamele durch eine Sandwüste. Lotte war ein fantasievolles Kind, das gut allein spielen konnte, sich Geschichten ausdachte, die sie mit Puppen und Plastiktieren aufführte. Nadine setzte sich beim Kinderwagen auf eine Bank. Es war ruhig hier. Grün. Vor dem Haus plätscherte der Katzenbach vorbei. Auf dem Spazierweg gingen Leute, ein Mann mit einem Hund, eine junge Frau, die Nadine vage bekannt vorkam. Sie hatten Glück gehabt, diese Wohnung zu finden. Seebach war ein Außenquartier von Zürich, ein bisschen weit vom Zentrum entfernt. Aber Stefan arbeitete in der Nähe, in Glattbrugg. Und sie hatte nicht das geringste Bedürfnis, oft in die Stadt zu fahren. Was sollte sie dort. Hier könnten ihre Kinder glücklich aufwachsen, so hatten es Stefan und sie empfunden. Hier wären sie eine glückliche Familie. Und jetzt? Über Nadine legte sich wieder dieses Gefühl der Lähmung, das sich eine halbe Stunde lang verzogen hatte. Lotte erschien: »Mama, kommst du mit mir spielen?«

»Nein, meine Kleine. Ich muss ein bisschen nachdenken.«

»Komm doch.« Lotte näherte sich ihr. »Mama, bist du traurig?«

»Nein«, wehrte Nadine ab. »Nur etwas müde. Nachts hat Luzia geweint und ich musste aufstehen. Sei brav, Lotti, deine Puppe wartet auf dich. Ich muss in der Nähe von Luzia bleiben.«

Lotte zog ab.

Ich bin keine gute Mutter, dachte Nadine. Nicht mehr. Ich muss etwas tun. Es muss sich etwas ändern. Ich hole die Zeitung, ich werde Zeitung lesen, während meine Kinder um mich sind, wie eine normale Mutter. Wenn ich nur das Rad zurückdrehen könnte, wenn wir wieder unbeschwert sein könnten, Stefan, Lotte und ich. Sie ging ins Haus.

»Lotte«, rief Nadine, »hast du die Kleine aus dem Wagen genommen?«

Lotte stoppte ihre Karawane und sah auf. »Ich bin am Spielen.«

»Hast du jemanden gesehen? Luzia ist nicht mehr in ihrem Wagen!«

»Ich habe niemanden gesehen. Und du hast gesagt, dass ich Luzia nicht zum Sandkasten nehmen darf. Wo ist Luzia?«

»Ich weiß es nicht. Sie ist nicht mehr in ihrem Wagen. – Ich war zehn Minuten im Haus.« Ihre Stimme wurde lauter. »Lotte, du musst doch etwas gesehen haben. Ist jemand vorbeigekommen?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Sie stand auf und kam langsam zum Kinderwagen, schaute hinein. Er war leer. Nur Luzias gelbes Plüschschäfchen lag darin.

Nadine rannte zum Haus. Klingelte bei den Nachbarn. Niemand öffnete. Natürlich, Frau Kösch habe ich gesehen, wie sie zum Einkaufen ging. Frau Gilman arbeitet. Wettsteins sind in den Ferien. Niemand im Haus. Ich muss ... »Lotte«, sagte sie, »komm ins

Haus.« Mit zitternden Fingern wählte sie die Nummer ihres Mannes. »Stefan«, rief sie, »Luzia ist nicht mehr da!«

»Luzia?«, fragte er. »Du meinst Lotte?«

»Nein«, sie weinte beinahe. »Luzia. Sie ist nicht mehr in ihrem Wagen. Ich war doch bloß ein paar Minuten im Haus. Und jetzt ist sie weg.«

Schweigen.

»Stefan, du musst herkommen.«

»Ich bin in ein paar Minuten da.«

Stefan Attinger legte das Telefon ab.

»Ist etwas passiert?«, fragte Peter Brogli, sein Arbeitskollege.

»Ich muss nochmals weg«, sagte Stefan. »Meine Frau. Sie sagte, unsere Tochter sei verschwunden.« Er blickte in Broglis Richtung, aber er schien ihn nicht zu sehen.

»Soll ich dem Chef etwas sagen?«, fragte Brogli erschrocken.

Stefan gab keine Antwort. Er griff nach seinem Jackett und war weg. Brogli sah ihm nach. Attinger war schon eine ganze Weile so komisch gewesen. Hatte immer irgendwie unter Spannung gestanden. Man wusste im Betrieb, dass das zweite Kind irgendeine Behinderung oder Krankheit hatte. Das hatte Attinger erzählt, ohne in Details zu gehen. Und er hatte nie Fotos von dem Baby herumgezeigt. Heute Vormittag war er ganz besonders gedrückt gewesen. Eine halbe Stunde war er weg gewesen, ohne Auskunft zu geben, wo er hingegangen war.

Und jetzt war seine Tochter verschwunden? Das konnte doch eine ganz harmlose Erklärung haben, sie hatte sich mit einer Spielkameradin verplaudert oder so. Brogli selbst hatte keine Kinder.

Stefans Hände zitterten so, dass er den Autoschlüssel kaum ins Schloss brachte. Jetzt ist die Katastrophe da, hämmerte es in seinem Kopf. Und es wird kein Happy End geben. Er fuhr los, den gewohnten Weg, der ihm plötzlich ganz unbekannt vorkam. Fast hätte er ein Rotlicht überfahren. Vor vier Monaten hatte es begonnen. Da hatte ihr Leben sich in einen Alptraum verwandelt, in dem sie sich zäh bewegten, jeder für sich, um wieder herauszufinden. Ohne Erfolg. Er würde nie zu Ende sein. Es gab keinen Ausweg. Auch Luzias Verschwinden nicht.

Nadine rannte zum Nachbarhaus, Lotte an der Hand. Klingelte überall gleichzeitig. Zwei Nachbarinnen kamen an die Tür. »Unser Baby ist verschwunden«, sagte sie, »es lag im Wagen vor dem Haus. Haben Sie jemanden gesehen?«

»Das kleine, äh, dunkle?«, fragte die eine Frau.

»Unser Baby«, wiederholte Nadine und biss sich auf die Lippen. Das dunkle – sie wusste, was das hieß. Ich kann froh sein, dass sie nicht sagt: das hässliche, das missgestaltete Baby.

Beide Frauen hatten nichts bemerkt. »Wir sehen ja gar nicht bis zu Ihrem Sitzplatz«, sagte die eine, »er ist ja von den Büschen und der Baumkrone verdeckt.«

»Ja, aber ist jemand gekommen oder gegangen?« Sie schüttelten den Kopf.

Nadine ging mit Lotte zurück. Sie starrte in den Kinderwagen. Die Decke war zurückgeschlagen, das Kissen lag da, noch eingedrückt vom Babyköpfchen. Lotte sah zu ihr hoch. Die Mutter zog sie an sich. »Nicht traurig sein, wir finden Luzia wieder. Bestimmt.«

»Möchtest du denn, dass Luzia zurückkommt?«, fragte Lotte.

Aber Nadine achtete nicht auf ihre Bemerkung, sie hörte, dass Stefan in die Garageneinfahrt einbog. »Papa ist da, komm«, sagte sie und eilte ums Haus.

Als Stefan seine Frau auf sich zukommen sah, kam ihm die Situation für einen Moment völlig unreal vor. Das kann doch nicht unser Leben sein, dachte er ungläubig, alles hat eine ganz falsche Wendung genommen, wir haben uns verirrt und wir werden nicht mehr zurückfinden. Wir haben versagt, und die Versuche, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, haben alles noch schlimmer gemacht. Er sah Lottes ängstlich aufgerissene Augen und wusste, dass er sich solche Empfindungen nicht leisten durfte. Er nahm seine Frau in die Arme, ihre Hände waren eiskalt. Einen Moment lang machte ihr Blick, den er nicht zu deuten vermochte, ihm Angst. Sie gingen hinein.

»Ich wollte nur rasch die Zeitung holen«, sagte Nadine. »Aber dann kam mir in den Sinn, dass ich Lotte in der Spielgruppe abmelden musste, und dann

kam noch ein Anruf von einem Marktforschungsinstitut, und ich konnte die Frau nicht gleich abwimmeln. Aber mehr als zehn Minuten war ich bestimmt nicht drin.«

»Wir müssen Luzia als vermisst melden«, sagte Stefan, »ich rufe die Polizei an.«

»Aber wie willst du es am Telefon erklären«, fragte Nadine stotternd, »ich meine, wie sie aussieht?«

Stefan sah sie nicht an. »Du hast recht. Ich rufe an und dann fahre ich zum Polizeiposten«, gab er zu. »Bleib hier und lass Lotte nicht aus den Augen.«

Die beiden Polizisten und der Sanitäter kamen zu Fuß. Valerie zeigte stumm auf das Baby.

»Mein Gott«, sagte der eine Polizist, ein junger, kräftiger Typ, »was ist denn das?« Er beugte sich nieder.

»Es ist ein Kind«, sagte Valerie. »Sein Herz schlägt nicht. Es ist tot.«

»Ein Kind«, wiederholte der Sanitäter und berührte das behaarte Gesichtchen. »Was hat denn das für eine Krankheit? Das sieht ja aus wie ...« Er brach ab. »Im Bach war es?«, fragte er.

Valerie nickte.

Er prüfte, ob es atmete, suchte nach seinem Puls und den Herztönen. »Ein Unfall«, meinte er nachdenklich. »Oder eine Kindstötung.«

Valerie fing einen Blick von ihm auf und wusste, was er dachte.

»Es ist noch sehr klein«, sagte der zweite Polizist, »drei, vier Monate.« Er hatte selbst drei Kinder. »Aber es ist kein Neugeborenes, es wurde nicht nach der Geburt ausgesetzt. Man kann sicher herausfinden, wem es gehört.«

»Vielleicht wird es vermisst«, meinte Valerie hilflos. Der junge Beamte zuckte die Schultern. »Irgendwer wird sicher wissen, dass es nicht mehr dort ist, wo es sein sollte. Jedenfalls ist es nicht selber in den Bach gekrochen.«

Plötzlich kamen Valerie die Tränen. »Müssen Sie so herzlos sein?«, fuhr sie den Polizisten an.

»Ich?«, gab er zurück. »Ich habe es nicht weggeworfen. Jedenfalls muss es in die Rechtsmedizin.« Er griff zum Handy.

Adrian Dürst sah auf den ersten Blick, dass das der Mann sein musste, der vor zehn Minuten angerufen hatte. Er parkte sein Auto vor der Regionalwache quer über zwei Parkplätze, sprang aus dem Wagen und eilte auf das Gebäude zu, ohne das Auto abzuschließen. Dann stand er vor ihm, bleich, Schweißtropfen auf der Stirn. »Attinger«, sagte er, »unser Baby –«

Dürst bat ihn ins Anzeigenzimmer, einen kleinen, nüchtern gehaltenen Raum, in dem man ungestört reden konnte.

Dürst hatte die telefonische Meldung sofort an die Zentrale weitergeleitet, und inzwischen waren alle Streifenwagen wohl schon informiert, dass in Seebach ein

Säugling verschwunden war. Genaueres hatte Dürst nicht erfahren, der Vater hatte sich am Telefon kurz gehalten.

Seine Hände zitterten, wie er Dürst nun im Anzeigenzimmer gegenüber saß.

»Es ist ein Mädchen, sagten Sie«, begann Dürst.

»Ja. Luzia. Vier Monate alt.« Er riss sich zusammen und gab dem Polizisten einigermaßen zusammenhängend weiter, was Nadine ihm erzählt hatte.

»Könnte das Mädchen entführt worden sein?«, fragte Dürst.

Stefan Attinger schüttelte den Kopf. »Kaum. Wir sind nicht reich. Bei uns ist kein großes Lösegeld zu holen.«

Dürst tat der Mann leid. »Schauen Sie, es ist schon vorgekommen, dass Frauen, die kein Kind haben, sich aber eines wünschen, sich so darauf fixieren, dass sie ein Baby stehlen. Falls es in Ihrem Fall so ist, wird Ihrer Tochter sicher nichts geschehen, und wir werden sie finden.«

Wieder schüttelte Stefan den Kopf. »Ich glaube nicht, dass unser Baby jemand stiehlt«, sagte er gepresst. »Es ist nicht ... es ist ... es sieht nicht so aus wie andere Kinder.«

»Ist es behindert?«, fragte Dürst.

»Nein, eigentlich nicht. Es ist ... es hat nur einen ... Gendefekt.« Er sah am Polizisten vorbei.

»Sie müssen mir schon sagen, wie das Kind aussieht.«

»Es hat eine Hypertrichose«, brachte Stefan heraus.
»Ambras-Syndrom.«

»Und was ist das?«

»Es ist ... es hat ... also, es hat Haare am ganzen Körper. Dichte Haare.«

Dürst lehnte sich zurück. »Haare? Am ganzen Körper? An den Armen? Den Beinen? Im Gesicht?«

Stefan nickte.

Mein Gott, dachte Dürst. »Haben Sie ein Foto?«

»Nein, das heißt ja, aber auf dem Foto ist es rasiert.«

Rasiert. Dürst schluckte. »Aber heute Morgen war es nicht rasiert, als es verschwunden ist?«

»Nein, heute Morgen nicht.«

»Wir sind bereits daran, Ihr Baby zu suchen«, versicherte Dürst. »Die Meldung ist schon raus. Haben Sie irgendeinen Verdacht, wer es genommen haben könnte?«

»Nein, gar keinen.«

Es klopfte. Ein junger Polizist schaute herein. »Könnten Sie bitte rasch –«, wandte er sich an Dürst. Dieser machte eine abwehrende Handbewegung. »Es ist wichtig«, insistierte der Beamte.

»Entschuldigen Sie mich einen Augenblick«, bat er Attinger und ging hinaus.

Stefan starrte auf die helle Tischplatte, auf den grauen Linoleumboden, auf das vergitterte Fenster. Er fühlte sich wie gelähmt. Das ist kein Alptraum, sagte er sich, das ist die Realität. Dieser kleine Raum, in dem ich über

das Verschwinden meiner Tochter spreche. Er hätte nicht sagen können, wie lange er da saß. Eine Minute? Eine Stunde? Hundert Jahre?

Der Polizist kam zurück. Setzte sich wieder ihm gegenüber. Sagte einen Moment nichts.

»Herr Attinger«, hob er dann an, »es ist ein kleines Mädchen gefunden worden, auf das Ihre Beschreibung passt.«

Stefan starrte ihn an.

»Es ist tot. Es tut mir sehr leid.«

Gefunden? Tot? »Wo?«, flüsterte er. »Warum tot?«

»Eine Spaziergängerin hat im Katzenbach ein wenige Monate altes Baby entdeckt, dessen Körper mit Haaren bedeckt ist. Es war schon tot, als sie es fand.«

Stefan schlug die Hände vors Gesicht.

Am Katzenbach war die erste Ermittlungsarbeit in Gang gekommen. Staatsanwalt Welti war vor Ort, eine Gerichtsmedizinerin, Katja Keller, Beat Streiff von der Kriminalpolizei und ein paar Leute vom Kriminaltechnischen Dienst, die die Umgebung nach irgendwelchen Spuren, Fußabdrücken, Fasern, Zigarettenstummeln oder verlorenen Gegenständen absuchten und Fotos von der Leiche und vom Fundort machten. Das Gebiet um den Fundort der Leiche war abgesperrt, Spaziergänger wurden weggeschickt.

Valerie Gut hatte ihre Aussage gemacht. Katja Keller hatte sie gefragt, ob sie mit einem Polizeipsychologen sprechen wolle, aber sie hatte abgelehnt. Sie wollte nur

nach Hause. Beat würde in den nächsten Stunden keine Zeit haben für sie, das war klar. Er hatte versprochen, sie abends anzurufen. Sie warf einen letzten Blick auf das tote kleine Mädchen und schlich mit Seppli davon. Vor einer Stunde war noch Sommer gewesen, ein heller, heiterer Tag. Jetzt empfand sie die Hitze als drückend, die Sonne als grell, den Tag, der vor ihr lag, als sinnlos.

»Wahrscheinlich ist es ertrunken«, meinte Katja Keller nach einer ersten flüchtigen Untersuchung. Verletzungen wies es keine auf. »Aber ich werde es in der Rechtsmedizin noch genauer anschauen müssen.«

»Was hatte es denn?«, fragte Welti, »warum sieht es so aus?«

»Keine Ahnung, ich habe das noch nie gesehen. Das muss ich erst recherchieren. Ich melde mich.«

Sie gab das Zeichen zum Aufbruch.

Die Leute von der Spurensuche waren nicht fündig geworden.

»Das Kind ist vermutlich nicht hier ins Wasser gefallen oder geworfen worden, sondern weiter oben, und den Bach hinuntergetrieben«, überlegte Welti. Streiff stimmte ihm zu. Sein Telefon klingelte.

»Es gibt eine Vermisstenanzeige«, meldete er dann. »Eine Familie Attinger, die wohnen da ein paar Hundert Meter weiter oben. Die Beschreibung passt. Ein vier Monate altes Mädchen. Und sein Körper ist mit Haaren bedeckt. Der Vater ist auf der Regionalwache Oerlikon. Ich fahre mal hin.«

Stefan blickte auf den kleinen Körper seiner Tochter.

In der letzten Stunde war ihm, so kam es ihm vor, sein Leben völlig aus der Hand genommen worden. Er war zu einem Objekt geworden, über das andere bestimmten. Andere, die ihn besorgt musterten, sich abwandten und telefonierten, sodass er nicht mitbekam, was gesprochen wurde, ihm behutsame Vorschläge machten, die er befolgte. Es war vor allem dieser Umgang mit ihm, der ihn empfinden ließ, dass etwas Furchtbares geschehen war. Dass Luzia tot war, war noch nicht wirklich zu ihm durchgedrungen. Durst hatte ihm einen Kaffee angeboten, während sie auf einen Kriminalbeamten warteten, der eine Viertelstunde später eintraf und sich als Beat Streiff vorgestellt hatte. Stefan hatte verstanden, dass er mit diesem Polizisten in die Rechtsmedizin fahren und dort das Baby sehen würde, das gefunden worden war.

»Möchten Sie jemanden anrufen?«, hatte Streiff vorgeschlagen. »Vielleicht Ihre Frau?«

Nadine? Nein, Nadine war allein, er durfte ihr das nicht einfach am Telefon sagen, das würde sie nicht aushalten.

»Ich rufe meinen Schwager an«, hatte er gesagt, »er soll zu meiner Frau fahren.«

Er hatte Leon sofort erreicht. Er hatte sich darüber gewundert, dass er dazu imstande war, ihm die Situation zu erklären. Leon hatte sich sofort bereitgefunden, zu Nadine und Lotte zu fahren. Er arbeitete in einem

angrenzenden Stadtviertel, in Schwamendingen, und konnte seine Mittagspause etwas vorverlegen.

Dann hatte Stefan seine Frau angerufen. »Leon wird gleich bei euch sein«, hatte er als Erstes gesagt. »Bei mir dauert es etwas.«

»Was ist los?«, hatte Nadine geschrien.

»Sie haben ein kleines Mädchen gefunden. Es ist nicht ganz sicher, ob es Luzia ist. Es ist im Spital«, log Stefan, »sie fahren mich hin.« Erschöpft legte er auf.

Der Polizist hatte ihn angeschaut.

»Meine Frau, sie ist, ich meine, sie ist nicht ... sehr robust, seelisch«, hatte Stefan seine Lüge zu erklären versucht. »Es ist ja noch nicht sicher, dass das Baby unser Kind ist. Man muss sie ja nicht unnötig ... beunruhigen.« Er hatte abgebrochen. Er wusste genau, dass es kein Baby gab, das man mit Luzia hätte verwechseln können.

Streiff hatte genickt. »Kommen Sie, wir fahren.«

Sie waren quer durch die Stadt gefahren bis zum Institut für Rechtsmedizin an der Rämistrasse. Stefan hätte nicht sagen können, wie lange die Fahrt dauerte, eine Fahrt durch eine ganz fremde Stadt, die ihn ausgestoßen hatte, zu deren Alltagsleben er nicht mehr gehörte. Irgendwann hatte der Wagen gestoppt, Stefan war ausgestiegen, weil man ihn geheißen hatte, er war dem Polizeibeamten nachgegangen in das Gebäude, war eingetreten in eine Welt von unheimlichen, kalten, bedrückenden Gerüchen nach scharfen Chemikalien. Er hatte eine Weile warten müssen, bis ihn die